



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



— Sophie! wie benimmt man sich denn beim ersten Rendezvous?
— Ja, Droni, da ist schwer raten . . . Ich habe mich genau so
benommen, wie — beim zweiten.

Monolog eines heirathsfähigen Mädchens.

Stille Beschauung, Liebeserbauung, Aussicht auf Trauung Glücklich mich machf. Denn es ist Zeit schon, Bin auch bereit schon, Sogar an's Kleid schon Hab' ich gedachtf.	Voll Stets die Taschen, Kein Stets gewaschen, Ferne den Flaschen Bleiben er muß. Stets sei er zärllich, Herzhaff und härklich, Kräftig-schnurbärklich Brenne sein Kuß.
Jung nicht, auch alt nicht, Heiß nicht, auch kalt nicht, Und von Gestalt nicht Groß und nicht klein; Teufe bekrübend, Anderer liebend, Heirathsverschiebend Darf er nicht sein.	Brav, nicht romantisch, Klug, nicht pedantisch, Froh, nicht bachantisch Sei mein Gesell. Könnst' ihr ergründen, Wo er zu finden, Thut mir's verkünden Aber recht schnell!

Karl Knortz.

Der Falsche . . .

Tragikomödie in 6 Akten von Drusch.

S i e

wohnte sehr elegant im Hochparterre der breiten Straße, hieß Hilda, war unermesslich reich und konnte daher alle Regeln der Kunst und Wissenschaft anwenden, um fesch zu erscheinen. Sehr fesch sogar! Eine schlanke Gestalt, üppige Büste, Wangen und Lippen blühend, zum Kusse ladend. Alles was modern, fand bei ihr Beachtung, so namentlich die realistische Schule des Schriftthums; von Zola bis Kreger hatte sie alle Vertreter dieser Richtung studiert. Ihr „Papa“ („Papua“ gäbe sein Bild, und klänge besser) ließ sie schalten und walten, denn er stand ganz unter dem Pantoffel seiner hochwohlgeborenen Tochter, deren liebste Beschäftigung es war, am Fenster sitzend, die Vorübereilenden zu mustern. Der Hauptgegenstand ihrer Aufmerksamkeit blieben aber die Vis-à-vis.

Der Eine

war ein schöner Mann, mit sanften, gutmüthigen und doch energischen Gesichtszügen. Die Gesundheit strahlte aus seinen rothen Wangen und der kräftigen Gestalt. Prächtiges braunes Haar und ein bis zur Brust wallender Bart gehörten gleichfalls zu seinen Zierden. So oft Hilda am Fenster stand, konnte man auch Arthur gegenüber sehen, sehnsüchtige Blicke ihr zuwerfend.

Der Andere

schien sich Schwarz als Lieblingsfarbe gewählt zu haben. Ein schwarzer Vollbart umrahmte sein blasses, interessantes Gesicht, und ebensolches Haar beschattete die hohe Stirn. Robert beobachtete übrigens dasselbe Verfahren wie Arthur.

Beide

waren früher gute Freunde gewesen, aber Roberts kühle Bemerkungen über Frauenschönheit und Frauentugend hatten die Freundschaft gelockert, und da sie Beide Hilden anbeteten, so

traten sie sich jetzt schier feindlich gegenüber. Ganz verschieden war auch ihre Werbung aus der Ferne um ihre schöne Nachbarin: Arthur warb mit feuerigen Blicken, Robert mit einem scharfen Spermglas. Letzterer war der Glückliche, welcher mit ihr zuerst näher bekannt wurde und sie eifrigst besuchte, weshalb Arthur nicht umhin konnte, seinem Beispiel zu folgen, ja noch weiter zu gehen: sich mit ihr zu verloben. Trotz Alledem blieb Robert ein eifriger Verehrer Hildens, welcher es sogar in Gegenwart ihres Verlobten nicht unterließ, durch Blumen und kleine Geschenke zu sprechen.

Die Zofe

der jungen Braut hatte von ihrer launenhaften Herrin viel zu erleiden und sie beschloß daher sich zu rächen. Heute wollte Robert zu Besuch kommen, und bei der Toilette hatte die Herrin ihr befohlen, ein zartes Roth den Wangen aufzutragen. Unterthänigst kam die Zofe dem Befehle nach, aber mitten in der Wange ließ sie einen grellrothen Karminfleck thronen.

„Gewiß habe ich Sie, Fräulein Hilda,“ sprach Robert bei seinem Besuche, „durch mein Erscheinen aus dem Schlafe gestört?“

„Durchaus nicht,“ erwiderte die Angesprochene, „denn schon seit acht Uhr bin ich aus den Federn.“

„Dann scheinen Sie heute Nachts auf der rechten Seite geschlafen zu haben,“ fuhr Robert fort.

Hilda eilte zum Spiegel, ein lauter Schrei entfuhr ihren Lippen, und in Ohnmacht sinkend bewahrte sie noch die Geistesgegenwart, Robert, der ihr zu Hilfe eilen wollte, fortzuwinken.

Fünf Minuten später wurde die Zofe mit Schimpf und Schande aus ihrem Dienste entlassen.

Fürchterliche Eifersuchtsqualen

litt der Verlobte, als er seinen ehemaligen Freund in das Haus seiner Braut treten sah, und als er sich Nachmittags bei ihr einfand, war er fest entschlossen, Hilden jeglichen Verkehr mit Robert zu verbieten. Theilnahmsvoll erkundigte er sich nach ihrer Gesundheit, weil sie blaß und leidend ausah. Allein gegen alle Gewohnheit erhielt er spize Antworten, die am spitzesten wurden, als er auf Roberts Besuch zu sprechen kam. Nun war aber seine Geduld zu Ende. „Hilda, wir sind verlobt,“ sprach er ernst, „und als Dein zukünftiger Gatte glaube ich das Recht zu haben, Dir jeglichen Verkehr mit Robert verbieten zu können. Oder solltest Du,“ fuhr er beinahe zornig fort, „für ihn eine heimliche Neigung in Deinem falschen Busen —“

„Das hat Dir die Zofe, die Glende, gesagt!“ schrie Hilda, wild vom Sessel aufspringend. Einen Blick der Ueberwachung und höchsten Enttäuschung warf Arthur seiner Braut zu, dann entfernte er sich still. Zwei Wochen später empfahlen sich „Hilda und Robert als Vermählte“. „Armer Robert, Du wirst rufen: Und der Mensch begehre nimmer zu schauen, was sie gnädig bedeckt mit Nacht und Grauen, denn leergebrannt ist die Stätte,“ sprach bedauernd der abgedankte Bräutigam.



Fragen und Antworten.

Wie lange dauert die Jugend?
Jedermann glaubt, sie werde noch bis zum nächsten Jahre dauern.

*

Was ist am schwersten zu bewahren?
Die Ruhe.

*

Ist die Koketterie ein Vorzug?
Ja, bei der Frau des Nachbarns.

*

Wann erwacht das Herz?
Zu jeder Stunde, wenn man es ruft.

*

Wer bewahrt ein Geheimniß am schwersten?
Das Gewissen.

*

Wie verliert man das Herz einer Frau?
Wenn man es fallen läßt.

*

Was heißt zögern?
An sich selbst zweifeln.

*

Voran erkennt man einen Freund?
Er spricht von unseren Fehlern nur mit uns selbst.

*

Was sieht die Frau in einem Spiegel?
Diejenige, die sie sein möchte.

*

Gibt es Feuer unter der Asche?
Ja, man muß nur ordentlich blasen.



Miß Kett.

Humoreske

von

Carolus Brio.

Mein Freund Damberg hatte mir geschrieben und mich eingeladen, ich möge ihn doch einmal auf seinem Landgute besuchen. Er wolle mir, dem unverbesserlichen Asphalttreter, einmal das Land zeigen wie es ist, mit wirklichen Bäumen, wirklichen Kühen und wirklichen Kuhmägden.

Ich bin sonst schwer zu mobilisiren und die Residenz schließt für mich die ganze und die halbe Welt in sich; aber in dem Augenblicke, da ich den Brief meines Freundes Damberg erhielt, war ich in trüber Stimmung. Paola, eine kleine italienische Modellstecherin mit dem Teufel im Leibe, hatte mich an die Lust gesetzt, um ihre Gunst und alle die herrlichen Sachen, die damit verbunden sind, an einen stein-

reichen Peruvianer zu — vermietthen. Dies entschied. Ich telegraphirte an Damberg: „Einladung dankend angenommen. Morgen Abends in Wugthal.“

Ich hatte so mein Plänchen, indem ich mich entschloß, meine Garçonwohnung in der Löwenstraße auf einige Wochen zu verlassen. Damberg war erst seit Kurzem verheirathet und erzog auf seinem Landsitze eine jugendliche, kleine Schwägerin. Kann man wissen? . . . Ueberdies ist nichts ergöglicher als ein jung verheiratheter Freund; man besucht ihn, wie die Mäuse eine Mäusefalle umtanzen, in der eine dümmgeschwänzte Genossin sich hat fangen lassen. Es ist ja so interessant, den Köder zu sehen, der die Katastrophe herbeigeführt hat, — abgesehen davon, daß manchmal Köder für Zwei da ist.

*

Als ich in Wugthal ankam, war ich durchnäßt, mit Noth bespritzt bis an die Augenbrauen und gebrochen am ganzen Körper. Gewiß: die Ringstraße und Squares der Residenz geben keine rechte Vorstellung davon, wie es in Wirklichkeit auf dem Lande aussieht.

Als ich Frau von Damberg zum ersten Male erblickte, lief es mir kalt über den Rücken. Eine Dame zwischen fünfzig und fünfundvierzig, weder blond noch braun, fett wo man es nicht sein soll und mager wo man es nicht sein soll, kurz ein schreckliches Exempel von Vernunftheirath, eine jener Frauen, von welchen man sagt: „Sie ist nicht gerade schön, aber eine musterhafte Hauswirthin“. Hätte sie nicht beim Souper eine Bemerkung über die Bohnenzucht gemacht, ich hätte sie für stumm gehalten.

Mein Freund Damberg aber war in prächtigster Laune. Seine Verurtheilung auf Lebenszeit hatte ihm nichts von seinem früheren guten Humor und seiner Schneidigkeit genommen.

Die kleine Schwägerin war so ein Mittelding zwischen Seidenraupe und Schmetterling, mit rothen Händen und stark entwickelten Füßen, Alles in Allem ein hübsches Mädchen.

Der moderne Zug in diesem seltsamen Familienkreise war Miß Kett, die Erzieherin der kleinen Schwägerin, die hübscheste Deutsch-Amerikanerin, die jemals über den Ocean nach der alten Welt gekommen. Mit ihrem anmuthsvollen Wesen, dem ein Stich ins Britische einen ganz besonderen Reiz verlieh, hätte sie wahrlich ein besseres Schicksal verdient, als die kleine Schwägerin in die Geheimnisse der Syntax einzuweißen.

Die schönen Augen der Miß Kett verführten mich mit dem Landleben.

*

In Wugthal geht man um 9 Uhr zu Bette. Herr Damberg ging rechts, Frau Damberg ging links; ich selbst ward ins Gastzimmer gesteckt. Dieses Gastzimmer war bunt wie das Gefieder eines Papageis, mit Möbeln aus allen Zeitaltern und in allen Farben eingerichtet. Die Wände waren mit einer Papiertapete bekleidet, die ein seltsames Muster zeigte: blaue Zeisige, die unter gelben Palmen rothe Eier ausbrüteten. Was das Bett betrifft, so war's mir, als läge ich auf lauter Pflaumenkernen. Oder fand ich Dies nur, weil ich nicht einschlafen konnte? So viel Häßlichkeit hatte meine Gedankenwelt in Aufruhr gebracht. Im Halbdunkel des Himmelbettes rich-



tete sich das eheliche Geipenst vor mir auf. Dann wieder sah ich Miß Kett im Geiste; sie streifte soeben ihr Kleid ab. Ach, welch' herrliche Schultern! Berbergen Sie sie rasch, mein Fräulein! Aber nein! die Unvorsichtige hört mich nicht; je mehr ich sie bitte, desto mehr entkleidet sie sich. Ach, Miß Kett, warum bin ich nicht einer der vielen blauen Zeißige, die rothe Eier ausbrüten, daß ich Ihre schönen, runden, weißen Schultern sehen könnte!

Horch! was ist Das? Nebenan geht eine Thüre auf. Ich höre sprechen und erkenne Damberg's Stimme. Als bald dringt ein wiederholtes, schnalzendes Geräusch durch die dünne Scheidewand. Das waren Küsse! Mein Freund Damberg macht einen Rundgang auf seiner Besizung; ich kenne ihn: er ist ein gar pflichttreuer Mann! Und ein wackerer Mann, das kann ich sagen! Die Hymne, die er der göttlichen Venus singt, hat mehrere Strophen.

Endlich wird's still und ich darf hoffen einzuschlafen.

Aber nein: es war nur ein Waffenstillstand!

— Klatsch! klatsch! Wer kriegt Das?

Und eine zarte Stimme stötet zurück:

— Das kriegt Bébé.

Ich war wahrhaftig neugierig; denn wenn ich im Geiste die leibliche Beschaffenheit der Frau des Hauses prüfte, fand ich nichts, worauf man mit der Hand so hell klatschen könnte. Und dreimal wiederholte sich das Klatschen mit der Frage, und dreimal auch die Antwort:

— Das kriegt Bébé!

Endlich schlief ich ein . . .

*

Wir sitzen beim Frühstück. Mein Freund Damberg ist bleich wie ein Schiffbrüchiger. Frau Damberg ist häßlicher und linksicher als je.

Es kommen viele Fische zu Tische, in jeder Art zubereitet, gebraten, gesotten, gespickt. Jetzt kommt ein prachtvolles Poulard. Es ist in alle seine Stücke zerlegt; am Kopfe hängt das vulgäre Stück, das man Kragen nennt und das bei Fische wenig beliebt ist.

Mein Freund Damberg, der ein boshafter Schlingel ist und bleibt, spießt den Kopf, an dem der Kragen baumelt, an seine Gabel, streckt das Ding in die Höhe und ruft:

— Wer kriegt Das?

— Das kriegt Bébé! beeilte ich mich zu antworten und reichte ihm meinen Teller.

Frau Damberg ist ruhig weiter; Miß Kett aber ist hochroth geworden und schielt verlegen auf Damberg hinüber.

Mir war nun Alles klar. O Du vertrackter Schlingel! Aber er hatte Recht, mein Freund Damberg. Miß Kett war ein allerliebsteß Persönchen, das den Sessel, auf dem sie saß, vollkommen ausfüllte . . .



Schiller in der Westentasche.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Ihm gab der Tieder süßen Mund Apoll,
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und in Poseidon's Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Da tönt es leil' von seinen Tippen:
Ist nur der Sarazen' es werth!?
Wollust ward auch dem Wurm gegeben!
Hier vollend' ich's; die Gelegenheit ist günstig.
Und an die Rippen pocht des Mannes Herz.
Er tritt heran mit ungewissem Schritt,
Schon will die freude Hand das Heiligthum berühren.
Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Da rucht es heiß und schwül durch sein Gebein.
Ich will sie schauen . . . schauen!
Er raut's und hat den Schleier aufgedeckt,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Und den Gürtel reißt er, den Mantel weg
Und schaut mit vergnügten Sinnen . . .
Hell wieherte der Hypogryph,
Er sieht sie erbleichen und sinken hin . . .
Endlich da legt sich die wilde Gewalt;
Vom Mädchen reißt sich Holz der Knabe.
Teergebraunt ist die Stätte!
Und er wirft ihr den Handschuh in's Gesicht,
Den Dank, Dame, begehrt' ich nicht!

Kleine Scherze.

Von Catulle Mendès.

Der belohnte Liebhaber.

— Ich bete Dich an! Was verlangst Du?

— Oh, fast nichts; nur Alles, erwiderte sie.

— Das ist nicht viel!

— So denke ich auch.

— Aber könntest Du, süßer Engel, Deine Wünsche nicht bestimmter angeben?

— Können Sie dieselben nicht errathen? Ich will vor Allem alle Blumen des Sommers und alle Sterne der Nacht. Das ist das Wenigste, was Sie mir als ersten Einsatz anbieten können.

— Ich habe alle Sterne und alle Blumen für Dich in diesem Büchlein gesammelt, das hundert Sonette enthält.

— Aber ich trage auch nach minderwerthigen Dingen Verlangen.

— Sprich rasch, Geliebte!

— Ich will ein kleines Palais am Königs-Square, erbaut und eingerichtet von den ersten Künstlern der Residenz.

— Du sollst es haben.

— Die Säulen am Eingang zu meinem Boudoir sollen von rosa Marmor sein; die Seidenstoffe der Möbel meines Schlafzimmers sollen im fernen Osten ausgewählt werden.

— Das versteht sich von selbst.

— Ich will zwölf russische Pferde, so schön, daß man niemals herrlichere Stepper in den königlichen Ställen gesehen haben soll.

— Ich werde diejenigen kaufen, mit welchen die Karossen des Czar am Tage der Krönung bespannt waren.

— Es versteht sich von selbst, daß ich alle Roben und alle Hüte haben muß.

— Bei sämtlichen Schneidern und Modistinen der Residenz will ich Dir einen unbeschränkten Kredit eröffnen.

— Ich möchte auch Juwelen und Edelsteine haben.

— Die Juweliere der Hauptstadt sollen Dir Alles zu Füßen legen, was sie an Schätzen aufgestapelt haben.

— Da mich eines Tages die Laune anwandeln könnte, Sie für immer entehrt zu sehen, werden Sie mir einen Wechsel übergeben, auf welchem Sie die Unterschrift des Barons Alphons Rothschild nachgeahmt haben.

— Das ist eine Kleinigkeit. Was noch?

— Man sagt, Sie haben Frau und Kinder und eine arme, alte Mutter, deren Stütze Sie sind.

— Das ist wahr.

— Sie werden mir die Gefälligkeit erweisen, Weib und Kinder zu verlassen.

— Sie sollen als Bettler in den Straßen aufgesehen werden.

— Sie werden sich auch um Ihre Mutter nicht mehr kümmern.

— Die Alte mag künftig zusehen, wie sie sich fortbringt. Ist Das Alles, mein süßer Engel?

— Für den Augenblick ja. Aber um mich gegen die Wechselfälle der Zukunft zu schützen, werden Sie mir eine Rente von hunderttausend Mark sichern.

— Nicht mehr?

— Nein, Das genügt.

— Und wenn ich Ihnen Sterne und Blumen, einen Palast, meine Ehre, meine Familie, mein Vermögen geopfert habe, was werde ich im Tausche für Alldies haben, meine Süße?

— Das Vergnügen, es mir geopfert zu haben.

* * *

Zulchen am Fenster.

In der klaren, lauen Frühlingsnacht steht Zulchen seit zwei Stunden am Fenster und harret ihres Freundes. Von Zeit zu Zeit streckt sie den Hals vor, um zu sehen, ob er noch nicht komme; dabei gerathen ihre blonden Stirnlöckchen an den Blättern der Gaisblattranken in Unordnung, welche einen prächtigen, grünen Rahmen um das Fenster bilden.

So manchen Wagen hat sie durch die Straße rollen hören und dabei war ihr Herzchen in eine heftigere Bewegung gerathen. Aber keiner hatte vor ihrer Thüre gehalten. Endlich hielt ein Gefährt vor der Thüre. „Er ist's!“ sagte sie sich jubelnd. Doch nein; es war der Miether im dritten Stock, ein dicker Herr, dessen große Nase von einer solch' flammenden Röthe ist, daß sie schier im Dunkel leuchtet. Nun horcht Zulchen auf die Schritte der wenigen Fußgänger, die zu dieser späten Stunde noch durch die Straßen eilen. Einmal hatte sie mit Bestimmtheit seine Tritte zu erkennen geglaubt; aber nein,

es war ein Omnibus-Kutscher mit lackirtem Hute und mit der Peitsche in der Hand. Er hatte wohl sein Fuhrwerk schon eingestellt und kehrte erst zu Weib und Kindern heim. Zulchen wüthet, trommelt mit nervösen Fingern an der Fensterscheibe und stampft mit den Füßchen. Sie hatte den ganzen Abend das Herz voll überströmender Zärtlichkeit und der Frühling gab ihrer Liebe so herrliche Rathschläge! Es fehlt nicht viel und die Verlassene würde zu weinen beginnen. Allein, die Thränen, die Niemand sieht, röthen die Augen ganz unnützer Weise. Sie schlägt heftig das Fenster zu; er mag nun kommen oder nicht kommen: sie erwartet ihn nicht länger, sondern geht zu Bette. Sie geht im Zimmer hin und her, löst ihr Haar, legt ihr Leibchen ab, legt ein Buch auf das Nachttischchen neben die Lampe hin, läßt den letzten Rock zu Boden fallen, wirft die Pantoffelchen ab und schlüpft mit einem leisen Rascheln des Hemdes ins Bett, in dieses einsame, kalte Bett, dessen Polster sie mit wüthenden Faustschlägen bearbeitet. Doch kaum hat sie es sich bequem gemacht, da hört sie, wie draußen ein Schlüssel im Schlüsseloch umgedreht wird: eine Thüre geht auf, dann eine zweite . . . Er ist's!

Zulchen wendet sich rasch zur Mauer, als ob sie schlief und sagt sich sichernd: „Wenn ein Gast lange auf sich warten läßt, so ist's das Beste, zu Tische zu gehen . . .“

Anna.

Grob sein kann ein jeder Hausknecht
Und ein jeder Gekk galant sein,
Zärtlich können stets Verliebte,
Jeder Schulbub arrogant sein!

Fromm sein kann ein jeder Heuchler,
Alte Schachteln können's auch sein —
Verse macht ein jeder Schmeichler,
Auch bei Gänsen soll's der Brauch sein!

Doch zu lieben Dich, o Anna,
Glaube mir, das kann nicht Jeder,
Ich schon gar nicht, denn ich habe
Ja kein Herz aus Indienleder!

Ignaz Pauer.

Der blaue Montag.

Plauderei von Hermann Beyer.

Im „Bergkeller-Restaurant“ ist reges Leben. Der heiße Juli-Nachmittag hat Viele verlockt, hinauszuwandern unter die schattenspendenden Bäume des Bergkellergartens, in welchem die Kapelle des Schützenregiments spielt. Außerdem ist heute Montag — derjenige Tag in der Woche, an welchem der Handwerker zum Angedenken an die „alte Zünungszeit“ und infolge der „neuen schlechten Zeit“ zuweilen noch „blau“ macht. Da sitzt er, der ehrsame Bürger und Meister mit seiner Familie und ist eifrig bemüht, die eben vom Kellner gebrachten „Butterbemmchen“ recht gleichmäßig an dieselbe zu verabreichen, was ihm insofern schwer wird, als die Zahl der „Bemmchen“ sieben, diejenige seiner Lieben aber acht ist.

Das Resultat dieses „Divisionsexempels“ beobachtet ein

am nächsten Tische sitzender Unteroffizier, indem er seiner Herzallerliebsten erzählt, daß seine Aufsrückung zum Vicesfeldwebel nicht lange mehr auf sich warten lassen werde und dann der Zeitpunkt zum Heirathen gekommen sei. Drüben auf der Terrasse sitzen im Kreise lustige, junge Zecher, deren buntfarbige Kopfbedeckungen sie als Studenten kennzeichnen. Sie spielen Bierstat und scheinen bei den vielen „Blumen“, die sie sich zutrinken, die drei Mädchenblümchen gar nicht zu bemerken, welche nicht weit vom Spieltische Platz genommen haben. Diese drei Töchter eines Rentiers können sich nicht wundern genug, daß man sich so sehr mit „Blumen“ beschäftigt und die Blümchen nicht eines Blickes würdigt. Dagegen kann dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, wie einer der spielenden Studenten oft genug über die Karten hinweg und nach jenem Lindenbaume schaut, unter dessen duftenden Zweigen zwei hübsche, blonde Mädchen sich niedergelassen haben. „Famose Blondinen!“ murmelt der Musesohn und blickt dabei auf seine Karten. „Das Spiel wäre excellent — aber der Alte sitzt drüben!“ — Der ihn störende „Alte“ sitzt aber nicht nur in des Segners Karten, sondern auch unter jenem Lindenbaume und wacht mit Argusaugen über seine blonden Töchter. Es ist bald acht Uhr und der verliebte Studio erwartet Alles von dem nach dem Concert stattfindenden Tänzchen. Schon klingen verlockend die Töne eines Walzers vom Orchester des Tanzsaales heraus in den Garten, verlockend auch für die beiden Blondinen. Sie wollen ja nur eine kurze Zeit zusehen, und das muß der besorgte Vater endlich doch erlauben. Beide Mädchen stehen am Eingange des Saales, es ist Ihnen ja nur das „Zusehen“ gestattet worden.

„Ach, der herrliche Walzer!“ sagt die eine der Blondinen zu der neben ihr stehenden Schwester, doch so laut und mit einem so bedeutungsvollen Blicke nach dem eben vorübergehenden Lieutenant in Civilkleidung, daß derselbe kein Lieutenant hätte sein müssen, um nicht aus diesen vier Worten und dem Blicke den Wunsch des Mädchens zu erkennen. Im nächsten Augenblicke fliegt der Sohn des Mars mit der Blondine durch den Saal. Auch die Schwester hat ihren Tänzer gefunden. Natürlich ist es der Bruder Studio, dem vorhin die beiden „Alten“, der in der Karte und derjenige unter dem Lindenbaume, im Wege gewesen waren. Die jungen Damen amüsiren sich köstlich und nur zu früh schlägt die Abschiedsstunde, denn schon erscheint der Vater der Blondinen an der Thür des Saales. Noch ein paar herzliche Abschiedsworte, ein zärtlicher Händedruck, ein leises: „Auf Wiedersehen nächsten Sonntag Vormittag 11 Uhr — Bildergalerie — Portal!“ — und die Blondinen sind verschwunden, mit ihnen aber auch die meisten der jungen Damen, welche mit ihren Eltern das Concert besucht hatten.

Es ist neun Uhr, und ein anderes Bild entwickelt sich. Der Saal ist wieder belebt. Zimmer feinere und elegantere Toiletten kommen zum Vorschein. Ueber die jetzt erst angekommenen Schönen wacht nicht die besorgte Mutter und der prüfende Blick des Vaters. Die Damen sind „frei“, und wie sich freie Menschen immer gern zusammensinden, so auch hier. Von der Terrasse herüber ertönt das alte Studentenlied mit dem Refrain: „Frei ist der Bursch!“ und im Saale tanzt der stotte Studio mit der nicht minder stotten Ladenmamsell,

der heute „civile“ Lieutenant mit der „mobilen“ Putzmacherin und der lustige Handlungscommis mit dem noch lustigeren Blumenmädchen. — Aber nur Montags, am blauen Montag! „Sonntags tanzt alle Welt!“ sagen die jungen Damen, und wo der Grenadier Anton mit seiner Christel und der Gardereiter August mit seiner Niece „schwost“, da läßt eine Ladenmamsell oder Putzmacherin sich nicht sehen. Die Schleppen rauschen durch den Saal und die parfümirten Besitzherinnen derselben tanzen so graziös, so leicht, daß selbst der dicke Corpsbursche, welcher niemals tanzt, seinem Leibfuchs gegenüber einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken kann. „Die können's!“ sagt er, „und wenn sie nicht die verwünschten langen Besen an ihren Kleidern hätten, über die man stürzen muß, wenn man auch nur zehn „Ganze“ getrunken hat — ich tanzte heute!“

Der Corpsbursche braucht aber nicht zu tanzen, um Damengesellschaft zu haben. Bald sitzt er mit einer schmucken Putzmacherin am Tische und trinkt so lange auf ihr „Spezielles“, bis er auch ihre spezielle Freundschaft erworben hat. Auch die Lieutenants „in Civil“ haben sich mit ihren Damen niedergelassen und kneipen. Sie trinken Wein, denn: in vino veritas! Jeder erfährt von seiner Dulcinea die Wahrheit, er erfährt, wie hoch die Dame wohnt, wann sie Abends das Geschäft verläßt — und der strategische Plan ist fertig.

Zimmer lustiger wird die kleine, ausgewählte Gesellschaft, immer zärtlicher werden die Paare, bis sie endlich nach und nach verschwinden. Wo noch vor kurzem toller Jubel geherrscht, ist plötzlich Ruhe.

„Die Philister haben nicht darnach zu fragen, schöne Mädchen führen wir nach Haus!“ — singen die Musesöhne auf dem Heimwege, und der Nachtwächter sieh't vielleicht ein, denn er fragt heute ausnahmsweise nicht. Es ist ja blauer Montag.



apiar-Schnitten.

Zoologischer Hausgarten.

Die kleine Betty: „Liebe Mama, gehen wir doch in den zoologischen Garten; ich möchte gern die wilden Männer sehen.“

„Sieh Dir nur Papa an, wenn die Schneiderin meine Rechnungen präsentirt, — einen noch mehr wilden Mann gibt es nicht.“

*

Zu viel und zu wenig.

„Mein Fräulein, ich will offen sein. Heirathen kann ich Sie nicht — aber wenn Sie bereit sind . . .“

„Mein Herr, das ist zu viel!“

„ . . . will ich Ihnen 300 Gulden monatlich verehren.“

„Mein Herr, das ist zu wenig.“

*

Ein Unglück.

Zwei junge Frauen, Pensionsfreundinnen, welche einander nach Jahren begegnen, unterhalten sich selbstredend über ihre Männer.

„Bist Du glücklich in Deiner Ehe?“ fragt Luise.

„Ach, leider nein!“ seufzt Amanda, „mein Mann ist Photograph.“

„Ist denn das ein Unglück?“

„Nun freilich: den ganzen Abend bohrt er mich mit seinen Augen, als ob er mich durchbohren wollte, und sobald wir uns zu Bett begeben, sagt er gewohnheitsmäßig: „Nest bitte ich, sich nicht zu rühren!“ und fängt an zu schnarchen.“

*

Unmöglich.

„Lidi, so öffne doch!“

„Ich kann nicht; ich bin im tiefsten Negligé.“

„Das thut nichts; ich bin ja ganz allein.“

„Aber ich bin nicht allein!“

— ch.

Pfingstrose.

(12)

Roman von Armand Silvestre.

IX.

Maxime Aubry war nicht mehr der Jüngling, den wir auf der Pfingstmesse in Corbeil zum ersten Male gesehen haben; da und dort zeigte sich ein Silberfaden in der reichen Fülle seines Haars; sein Antlitz hatte ein verändertes, männliches Aussehen bekommen in Folge seines Bartes, den er sich jetzt lang wachsen ließ. Doch lag noch große Jugend in seinen hellen Augen und in seinem Lächeln, das jetzt allerdings seltener geworden war. Seine Geliebte hatte ihn niemals schöner gefunden und vielleicht hatte sie auch Recht.

Maxime hatte schon die ganze Reihe von Verdienst-Medailles erschöpft, die — wie immer der Rosenkranz — mit einem Kreuze endigen. In der Akademie der schönen Künste war eine Stelle in Erledigung gekommen; warum sollte er diese nicht erlangen? Er lachte hell auf, als man ihm zum ersten Male davon sprach; allein Frau Boisrobin schalt ihn aus und hieß ihn Vernunft annehmen. Sie liebe ihn über Alles, sagte sie, und würde stolz auf die Ehre sein, die seinen Namen zieren würde. Für den Adoptiv-Vater Pfingstroschens sei keine Ehre zu hoch; wenn er an Ansehen und Einfluß zunimmt, wird er sie nur umso leichter verheirathen.

— Ich will, daß man sie um ihrer Schönheit willen nehme, erwiderte er.

— Mein Gott, kann man denn in diesen Dingen thun was man will? fragte Helene sehr vernünftig.

Maxime entschloß sich denn, die nöthigen Schritte zu seiner Kandidatur zu thun. Und wissen Sie, wer sein erster Mitbewerber hiebei war? Kein Anderer, als der dumme Tankred Ratin, der alle Akademiker für sich hatte. Maximes ursprüngliches, natürliches Talent ward von allen Malern sehr lebhaft bestritten, die von den Uebertreibungen der Schule lebten. Maxime war Kolorist, gehörte also zu jener Gruppe von Malern, die allein begabt sind und daher niemals auf die Vergabung Jener rechnen dürfen, denen dieses Talent vom



Himmel versagt worden. Delacroix und Henner wissen ein Lied davon zu singen. Diese letztere Gruppe stand also auf Seite Ratin's, der einen Pinsel führte, so nüchtern und keusch wie das Klavier eines jungen Mädchens. Dabei eine Sicherheit in den Mitteln, daß es zum Verzweifeln war. Wie sollte Maxime gegen solche Vorzüge ankämpfen?

Alles, selbst die Wahl der Vorwürfe, sprach zu Gunsten Ratin's. Während Maxime Aubry die pantheistische Doktrin vertrat, die Natur sei das ewige Sujet, das man weder verschönern, noch ferrigiren dürfe, es sei alles Schöne darin nur schön durch die höchste Gnade und die Großen der Malkunst haben nur von dem immer wieder von Neuem dargestellten Weibe gelebt, von dem Weibe in seiner erhabenen Nacktheit umgeben von den Herrlichkeiten der Natur, — holte sich Tankred Ratin seine Eingebungen aus der Mythologie oder aus der Geschichte und nahm kein Bild in Angriff, zu welchem er nicht mindestens zehn Meter Leinwand brauchte. Dies gefiel nicht aller Welt, aber man sagte dennoch: „Es muß Einer ein gewaltiger Kerl sein, um sich an solch' Großes zu machen.“

Jeder der beiden Kandidaten hatte seine Anhänger und sie verständigten sich unter einander ganz ehrlich über ihren Wettwerb. Denn auch Tankred Ratin war ein wackerer, vortrefflicher Mensch. Sie gaben einander das Versprechen, sich gegenseitig nur mit anständigen Waffen zu bekämpfen und es wurde vereinbart, daß der Unterliegende der Erste sein würde, der dem Sieger die Hand reicht.

Und nun machten sie sich ans Werk.

Ein Besuch, der Maxime sehr schwer fiel, war derjenige bei dem Maler Natimol, einem der einflußreichsten der Akademie, einem, der in jede Jury gewählt wurde. Dieser Natimol war nicht gerade sein Feind, hatte aber bei jeder Gelegenheit eine verächtliche Abneigung gegen seine Gemälde gezeigt. Man wußte übrigens von ihm, daß er für Ratin gewonnen sei, der sein Schüler gewesen. Er war ein Maler, der seine

Bilder sehr theuer nach dem Auslande verkaufte und so ein beträchtliches Vermögen gesammelt hatte, weshalb er sich für unabhängig hielt. Als ob der Mensch jemals von seiner eigenen Dummheit unabhängig wäre!

— Bei diesem will ich den Anfang machen, sagte sich Maxime, der in Allem zuerst mit dem schwereren Theil fertig zu werden liebte. Ich will bei ihm Tanfred zuvorkommen, dem er sicherlich sogleich seine Stimme zusagen würde.

Und er machte sich auf den Weg.

Ratimol bewohnte einen herrlichen Palast, der nur den einen Fehler hatte, daß er von ihm selbst ausge schmückt worden war. Denn Ratimol behandelte die Wandmalerei wie so viele Andere, d. h. in dunklen Tönen, was der reine Widerspruch ist. Das ganze Haus prangte in einem Luxus, dessen Mittelpunkt der Gebieter selbst war. Maxime fand Ratimol in seinem glänzenden Atelier, wo eine Keimlichkeit und Ordnung herrschte, wie in einem holländischen Hause. Er stand nicht vor einer Staffelei, sondern saß an einem kleinen Tische von Palissanderholz und schrieb. Der große Mann erhob kaum das Haupt, als man ihm den Besucher anmeldete und gab ihm mit der Hand ein Zeichen, sich einen Sessel zu nehmen. Dieser Empfang benahm Maxime den letzten Rest von Muth.

Ratimol versiegelte einen Brief und machte sich mit großer Ruhe daran, einen zweiten zu schreiben. Durch diese Gleichgültigkeit aus der Fassung gebracht, erhob sich Maxime in der Absicht, sich zurückzuziehen, ohne seine Sache weiter zu verfolgen. Allein der Hausherr hörte ihn, legte die Feder hin und geruhte endlich sich umzuwenden.

— Bleiben Sie nur, lieber Herr; ich stehe schon zu Diensten.

Maxime setzte ihm ganz deutlich den Zweck seines Besuches auseinander. Ratimol brach nicht in ein Geschrei aus, wie er befürchtet hatte.

— Mein Gott, — sagte er, — durch Arbeit kann Jeder in die Akademie gelangen.

Auf diese ermutigenden Worte fühlte Maxime sich versucht zu antworten:

— Dann weiß ich wahrhaftig nicht, warum ich dahin zu gelangen wünsche.

Allein er hielt an sich und ließ — aus Liebe für Helene und Pflugstrofe — eine Reihe kleiner Unverschämtheiten über sich ergehen.

Ein Diener in großer Livrée erschien und brachte auf silberner Platte eine Karte.

— Es ist gut, sprach Ratimol. Ich komme sogleich; lassen Sie den Herrn im Salon Platz nehmen.

— Erlauben Sie, daß ich gehe, sagte Maxime.

— Nein, nein, mein lieber Herr Aubry! Ich habe Ihnen noch Vieles zu sagen und Sie müssen erfahren, ob Sie auf meine Stimme zählen können. Gewähren Sie mir nur einen Augenblick, damit ich mich eines lästigen Besuchers entledige. Bleiben Sie, ich bin sogleich wieder da.

— Er hat mir noch einige Unannehmlichkeiten zu sagen, dachte sich Maxime. Aber ich will Geduld haben bis zu Ende.

Ratimol verließ pustend und stöhnend das Atelier, wie Einer, der unter der Last seiner Arbeiten schier zusammenbricht.

— Wieder eine Bestellung! brummte er; nichts als Bestellungen. Als ob ich Zeit hätte.

Ratimol war seit einer Minute fort und Maxime benützte die Zeit, um mit gleichgiltigen Blicken die Einrichtung des Ateliers zu mustern. Alles war reich, modern, spießbürgerlich sauer und ordentlich. Es waren Gegenstände da, die aus großen Fabriken kamen, und da Ratimol sehr geizig war, konnte man sich leicht denken, daß er sie mit Farbenskizzen und dergleichen bezahlt hatte. Eine prunkvolle Langeweile herrschte in dieser reichen Behausung. Keine Stickereien, kein Porzellan, keine Nippachen. Es war nichts zu sehen da und Ratimol kam noch immer nicht zurück. Dies mag auch als Entschuldigung der auf den ersten Blick fragwürdigen Handlung dienen, deren Maxime sich schuldig machte. Er langweilte sich und war empört über die Ungezogenheit dieses Emporkömmlings. Mechanisch fielen seine Blicke auf den Brief, welchen Ratimol unvollendet auf dem Tische liegen lassen hatte. Es war eine dicke, plumpe Schrift und Maxime konnte, ohne sich ganz dem Tische zu nähern. Folgendes lesen:

„Hochgeehrter Herr Graf!

Im Vertrauen auf Ihren Kunstgeschmack und weil ich Sie mit Recht für den Mäcen unserer Zeit halte und Ihr erleuchtetes Urtheil über Alles, was ich hervorbringe, hören möchte, bitte ich Sie ganz ergebenst, mein Atelier mit Ihrem Besuche zu beehren. Es wird mir ein großes Vergnügen sein, Ihnen mein neuestes Werk zu zeigen . . .“

— Alter Schelm! dachte Maxime. — Es ist unglücklich, daß die reichen Leute so leicht auf den Leim gehen! Wo bleibt denn der Kerl so lange? Seit drei Viertelstunden läßt er mich warten! Das ist denn doch zu stark! . . . Wart', Schlingel, Das soll Dir vergolten werden! . . .

Mit einem Ausdruck plötzlicher Heiterkeit in den Augen und einem geheimnißvollen Lächeln auf den Lippen ließ sich Maxime auf dem Sitze nieder, welchen Ratimol verlassen hatte, ergriff die Feder und versuchte, die charakterlose Schrift desselben nachzuahmen. Als er nach zweimaligem Versuche sich überzeugt hatte, daß ein Unterschied zwischen den beiden Schriften kaum merklich sei, nahm er ein Blatt von Ratimols Briefpapier und schrieb:

„Hochgeehrter Herr Graf!

Im Vertrauen auf Ihren Kunstgeschmack und weil ich Sie mit Recht für den Mäcen unserer Zeit halte und Ihr erleuchtetes Urtheil über Alles, was ich hervorbringe, hören möchte, bitte ich Sie ganz ergebenst, mein Atelier mit Ihrem Besuche zu beehren. Es wird mir ein großes Vergnügen sein, Ihnen mein edles Hintertheil zu zeigen.“

(Fortsetzung folgt.)